

JAHRBUCH

FRANZ-MICHAEL-FELDER-ARCHIV
DER VORARLBERGER LANDESBIBLIOTHEK

16. Jahrgang 2015

Manfred Tschaikner

DER SCHRIFTSTELLER ALEXANDER LERNET-HOLENIA UND DIE TOBELHOCKER IN LIECHTENSTEIN

Alexander Lernet-Holenia (1897–1976) veröffentlichte 1969 einen – mittlerweile vergriffenen – Roman mit dem Titel „Die Hexen“. Laut dem Klappentext enthält er die „Geschichte eines seltsamen Unternehmens und eines noch seltsameren Gespanns“. So entdeckt der Ich-Erzähler nach einer Autopanne bei einem zufälligen Besuch einer Juwelen-Ausstellung „das Teilstück eines seit langem gesuchten historischen Riesendiamanten. Die Jagd nach den übrigen Teilstücken des berühmten Kleinods bringt ihn mit einer jungen Frau geheimnisvoller Herkunft zusammen, die – ist sie bloß eine Abenteurerin oder ist sie eine Hexe? – seine Komplizin wird.“¹ In der Folge erleben die beiden eine Reihe von mehr oder weniger grotesken Begegnungen und Abenteuern. Mit dem geschichtlichen Hexenwesen hat das Buch außer dem Titel nichts gemein. Im Gegensatz zu den Prozessakten erscheinen im Roman nur unerwartete und rational nicht erklärbare Geschehnisse als Merkmale von Hexen. Eine solche Charakterisierung entspricht dem vermeintlichen Treiben der so genannten Tobelhocker. Dieses auf zwei Gemeinden im Fürstentum Liechtenstein begrenzte gesellschaftliche Phänomen, das außer in Sagenaufzeichnungen nur wenig schriftlichen Niederschlag gefunden hat, lernte der Wiener Autor bei einem Aufenthalt dort kennen. Es muss ihn stark beeindruckt haben, so dass er sich noch in seinem Buch ausführlich damit beschäftigte. Bei dessen Lektüre gewinnt man anfänglich sogar den Eindruck, dass der Roman eigentlich „Die Tobelhockerinnen“ hätte heißen müssen. Bald zeigt sich jedoch, dass der Autor mit dieser heiklen Thematik letztlich nicht zurechtkam, da er deren regionalgeschichtliche Hintergründe nicht kannte.

Dennoch sind es Lernet-Holenias Darlegungen wert, näher vorgestellt zu werden. Immerhin handelt es sich dabei um die erste und einzige vertiefte literarische Auseinandersetzung mit dem Thema „Tobelhocker“. Sie blieb allerdings ohne jede Resonanz, zumal das Buch „Die Hexen“ in Liechtenstein kaum bekannt geworden sein dürf-

¹ Alexander Lernet-Holenia: Die Hexen. Wien: Zsolnay 1969, Klappentext.

te und auch dessen zahlreiche Rezensenten auf die entsprechenden Darlegungen nicht eingingen.² In späteren literaturwissenschaftlichen Publikationen fanden sie ebenfalls keinen Niederschlag.³ Selbst im brieflichen Gedankenaustausch des Autors mit seinem in der Schweiz ansässigen Freund Carl Zuckmayer (1896–1977) über den Roman werden die Tobelhocker nicht thematisiert.⁴ Dazu passt, dass das Thema allgemein lange Zeit tabuisiert wurde. Die Einheimischen begegnen ihm bis in die Gegenwart mit größter Zurückhaltung. Nur zu lange hat es das gesellschaftliche Zusammenleben in den beiden einst pfarrlich zusammengehörigen Gemeinden Triesen und Triesenberg vergiftet.

Nach der spektakulären Beendigung der Vaduzer Hexenprozesse durch kaiserliche Verordnungen in den Achtzigerjahren des 17. Jahrhunderts hatte hier nämlich der örtliche Seelsorger eine markante Umkehr der bestehenden Vorstellungen veranlasst: Fortan sollten die Hexenverfolger und ihre Nachkommen für die Untaten gegenüber entsprechend verdächtigten Gemeindegossen gerade am vermeintlichen Hauptversammlungsort der Hexen, dem schrecklichen Lawenatobel, als einer Art von symbolischer Hölle büßen. Da auch die meisten ehemals Verfolgten beziehungsweise deren Nachkommen selbst davon überzeugt waren, dass primär andere Menschen beziehungsweise bestimmte gesellschaftliche Gruppen Missstände verursachten, entstand so mit den Familien und Kindeskindern der einstigen Kläger und Denunzianten gleich eine neue Art von „Hexen“, die für alles mögliche Ungemach verantwortlich gemacht werden konnte. Die nunmehrige soziale Ausgrenzung der ehemaligen Hexenverfolger samt ihren Nachfahren als so genannte „Tobelhocker“ hielt in der Folge über viele Generationen hindurch bis ins ausgehende 20. Jahrhundert an. Diese nirgends sonst bekannte Nachwirkung der frühneuzeitlichen Hexenverfolgungen bis in die Gegenwart dokumentiert anschaulich die Außergewöhnlichkeit der Ereignisse im Umfeld der letzten vaduzischen Hexenprozesse.⁵

Im Roman nimmt die Angelegenheit ihren Ausgang bei einer Telefonzelle am Zürcher Hauptbahnhof. Dort fällt dem Ich-Erzähler nämlich eine junge Frau auf, die im

² Für seine Unterstützung bei den entsprechenden Recherchen danke ich meinem Kollegen Dr. Jürgen Thaler vom Franz-Michael-Felder-Archiv in Bregenz.

³ Vgl. z. B. Robert von Dassanowsky: Habsburgischer Meta-Mythos: Alexander Lernet-Holenias „Die Hexen“ als postmoderner Roman. In: Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard. Hg. von Thomas Eicher und Bettina Gruber. Köln, Weimar, Wien 1999, S. 131–143, hier S. 137.

⁴ Nur einmal, am 12. Februar 1970, beginnt ein Brief an Zuckmayer mit der Anrede „Mein lieber Tobelhocker“: Briefwechsel. In: Carl Zuckmayer Alexander Lernet-Holenia Briefwechsel und andere Beiträge zur Zuckmayer-Forschung. Hg. von Gunther Nickel und Erwin Rotermund. Göttingen 2006 (= Zuckmayer-Jahrbuch; 8), S. 27–185, hier S. 98.

⁵ Vgl. dazu Manfred Tschaikner: Die Tobelhocker in Liechtenstein. Nachwirkungen der Hexenprozesse bis in die Gegenwart. In: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, 113 (2014), S. 51–60; <https://univie.academia.edu/ManfredTschaikner> (13.8.2015).

Winter unter dem Mantel nur Sandalen ohne Strümpfe trägt. Bald beschäftigt ihn diese seltsame Gestalt so sehr, dass er sie unter allen Umständen wiederzufinden versucht. „Danach durchquerte ich immer wieder die Halle und eilte auch die Bahnsteige auf und ab; und zugleich fragte ich mich fortwährend, w a r u m ich denn das eigentlich tat, doch konnte ich mir darauf keine Antwort geben.“ (S. 56)

Anschließend begibt sich der Ich-Erzähler nach Liechtenstein, das im Buch in künstlerischer Freiheit stets „Werdenberg“ genannt wird. Dort berichtet er seinen Gastgebern, einem aus dem Osteuropa zugewanderten reichen Ehepaar, von der seltsamen Begegnung in Zürich und wundert sich sehr darüber, dass die beiden „keineswegs etwa schlankweg erklärten, das Ganze könne nur Einbildung gewesen sein, sondern daß sie sich, nachdem sie einander Blicke zugeworfen, lediglich auf den Standpunkt stellten, dergleichen gäbe es eben“. Nach „längerem Hin- und Herreden“ stellt sich als Grund für diese unerwartete Reaktion „etwa das Folgende heraus“:

Hier in der Gegend sei ein auf das sogenannte Übernatürliche bezüglichlicher Aberglaube verbreitet, der aber in Wirklichkeit wahrscheinlich weder mit dem Aberglauben noch mit dem Übernatürlichen, sondern bloß mit etwas allerdings eher Unbekanntem oder überhaupt absichtlich Vertushtem zu tun habe. Zwar spreche man nicht gerne davon, ja es hieß sogar, daß man bloß Ausflüchte zu hören bekomme, wenn man dennoch davon spreche – jedenfalls sei hier überall die Vorstellung verbreitet, daß diese und jene Leute nicht nur aus Werdenberg selbst, sondern auch aus der näheren und weiteren Nachbarschaft zu gewissen Zeiten eine bestimmte Talschlucht aufsuchten und sich darin – unbekannt zu welchem Zweck – aufhielten, das heißt, daß sie in diesem Tale oder Tobel, wie man dergleichen hierzulande nenne, saßen oder „hockten“, bis sie dann doch endlich wieder daheim erschienen. Ob sie dort jedoch alleine oder in Gesellschaft, das heißt in kleinen Gruppen saßen, war ebensowenig klar wie der Umstand, aus wem denn sonst als aus ihnen selber diese Häufchen von Wesen etwa noch bestünden.

„Was heißt hier ‚Häufchen‘ von Wesen?“ fragte ich. „Und was für Wesen sollen denn das überhaupt sein, die dort in Häufchen sitzen?“

„Nun ja“, sagte er, „die Leute bilden sich eben ein, daß nicht nur einzelne von den – sagen wir – Verrufeneren unter ihren eigenen Mitbürgern in jener Talschlucht säßen, sondern daß es dort sozusagen zu einer Mischung von unseresgleichen und eben n i c h t ganz unseresgleichen käme.“

Ich sah ihn erstaunt an. „So?“ sagte ich. „Und was ist das, was, wie du sagst, nicht ganz unseres –“

„Also kurz und gut“, sagte er, „die Leute hier glauben, daß nicht nur etwas wie sie selbst, sondern daß auch etwas – sagen wir – Geisterhafteres als sie selber in jenem

Tobel ... Es handelt sich um den sogenannten Lawena-Tobel, etwa anderthalb Stunden von hier ...“

„Ich verstehe dich noch immer nicht ganz“, sagte ich.

„Weil du“, wandte sich seine Frau an ihn, „aber auch bloß so herumredest ...“

„Also, dann rede doch du nicht bloß so herum“, sagte er.

„Man glaubt hier nämlich“, sagte sie, „daß diejenigen, die dort hingehen, dann auch mit recht spukhaften Erscheinungen zusammenkämen.“

„Geistern?“

„Nein, damit eigentlich wieder nicht“, sagte sie. „Es brauchen das nämlich durchaus nicht bloß arme Seelen zu sein, wie man etwa bei uns glauben würde – das wäre zwar vielleicht gleichfalls möglich, aber angeblich kann man ja auch geistern, o h n e daß man tot ist.“

„Ohne daß man –“

„Ja. Ich weiß nicht, ob das überall so ist, aber hier, zumindest, kommt es vor, daß Leute, die von andern, sagen wir von ihrer Familie, erwartet werden, heimkommen, ohne daß sie wirklich heimkommen.“

„Ohne daß sie wirklich –“

„Ja, doch“, sagte sie. „Man hört, wie sie die Tür aufschließen, man vernimmt ihre Schritte auf dem Vorplatz, man glaubt, im nächsten Augenblick würden sie die Zimmertür öffnen und w i r k l i c h eintreten – aber damit ist es nichts, niemand tritt ein, und wenn man nachsieht, ist auch auf dem Vorplatz niemand mehr, dann, nach ein paar Minuten, wiederholt sich das Ganze, und erst wenn der Betreffende zum dritten Male kommt, beziehungsweise zu kommen scheint, kommt er wirklich und tritt ins Zimmer.“

„Er hat also“, erklärte mir ihr Mann, „er hat also gegeistert, obwohl er noch gar nicht tot war, denn auch Lebende können offensichtlich schon geistern –“

„Wieso offensichtlich?“ rief ich.

„Weil es eben soundso oft vorkommt“, sagte er. „Und wenn du’s schon partout nicht glauben willst, so nimm wenigstens an, daß sich, in Gottes Namen, personifizierte Naturwesen wie etwa die Befana in Rom oder wie der Klabautermann von den Schiffen an der Waterkant zu den Leuten in den Tobel setzen, beziehungsweise daß sich die Leute im Tobel zum mindesten e i n b i l d e n , jene setzten sich zu ihnen. Denn man glaubt hier eben noch an derlei Elementarwesen. Wenngleich man hier nämlich längst schon deutsch spricht, setzt sich die Bevölkerung eigentlich immer noch aus Romanen zusammen –“

„Ich glaube, das heißt Rätoromanen“, sagte ich. „Romane sind Bücher.“

„Also gut“, sagte er, „Rätoromanen, und das sind eben Leute, die lauter solche eigentümliche Sagen haben. Aber wenn du mich fragst, so habe ich von allen Völkern,

Rassen und Stämmen ohnedies genug, seit ich wegen all diesen Völkerstämmen und Rassen dazusehen mußte, daß ich, ohne Kreuzer Geld, mit dem bloßen Leben bei Nacht und Nebel aus Wien fortkam –“

„Nun gut“, sagte ich, „oder vielmehr nicht gut, aber was hat das alles mit der barfüßigen Telephonistin in Zürich zu tun?“

„Das könnte eben“, sagte Bachtjar, „eine aus dem Tobel gewesen sein.“

„Aber ich bitte euch!“ rief ich.

„Oder zumindest würden das die Leute hier glauben. Denn immer, wenn da in der Nähe oder auch weiter weg etwas passiert, das sich nicht aufklären läßt, glauben die Leute, es war jemand aus dem Tobel.“

„Und wo“, fragte ich, „ist er denn überhaupt, dieser gebenedeite Tobel?“

Bachtjar stand auf, kramte eine Zeitlang in einer Lade voller Autokarten und kam schließlich mit einer Spezialkarte von Werdenberg zurück.

„Hier“, sagte er, breitete die Karte auf den Tisch und wies auf eine Gegend am Südeinde des Werdenbergischen Gebietes. „Zwischen einem mittelhohen Berg, der Tuaß heißt, und einem andern etwas höheren, dem sogenannten Mittagsspitze. Durch diesen Tobel, der außerordentlich steil und tief ingerissen ist, fließt, oder stürzt eigentlich eher, der Lawena-Bach, der so heißt, weil er aus zwei übereinanderliegenden Talkesseln am Fuße des – oder der – Lawena kommt, eines Vorberges des Plasteikopfes, welcher letzterer aber wesentlich höher ist als jener und schon an der Landesgrenze liegt. Und da unten also“, sagte er und wies auf den Tobel selbst, der, lauter eng beieinanderliegender Höhenlinien wegen, wie ein schwarzer Riß in die Karte eingezeichnet war, „da unten sitzen sie also, die Tobelhocker, wenn sie nicht gerade“, fügte er hinzu, indem er die Karte auch schon wieder zusammenzufalten begann, „disloziert tätig sind –“

„Wenn sie was nicht sind?“

„Disloziert tätig, das heißt anderswo etwas anstellen, obwohl sie, wie die Leute behaupten, auch das tun können, ohne dort zu sein, oder mit andern Worten: während sie friedlich hier herumgehen, treibt sich etwas von ihnen, von dem man nicht weiß, was es ist, anderswo herum und richtet dort allerlei an; so daß es leicht möglich ist, daß auch deine Telephonistin in Werdenberg war u n d in Zürich zugleich.“
(S. 61–66)

Nachdem sich die Gastgeber zu Bett begeben haben, sucht der Ich-Erzähler „in den Büchern des Hauses nach einem Hinweis auf das Wort Tobel“, das er nicht kennt. In verschiedenen Lexika findet er bald eine zufriedenstellende Erklärung dafür. Nur ob diese Bezeichnung für eine „Bachschlucht“ männlichen oder sächlichen Geschlechts ist, läßt sich nicht klären.

Völlig erfolglos bleibt jedoch die folgende Recherche nach weiteren Informationen über die Tobelhocker. In Schluchten hielten sich gewöhnlich nur Hexen und Zauberer, aber keine bloß ungelittenen Mitbürger auf. So gelangt der Ich-Erzähler schließlich zur Überzeugung, dass solche Gemeindegossen hierzulande „wahrscheinlich zu Unrecht“ entsprechend verdächtigt wurden. Ihm bleibt verborgen, dass deren Stigmatisierung als Tobelhocker historisch nachweisbar eine Bestrafung ehemaliger Hexenverfolger des 17. Jahrhunderts, der so genannten „Brenner“, und ihrer Familien darstellte. Deshalb beschäftigt sich der Ich-Erzähler in Lernet-Holenias Buch weiter ausführlich mit den Hexen als vermeintliche Bewohner der Schlucht.

Da ich nun aber schon einmal nachzuschlagen begonnen hatte, versuchte ich auch, den gelegentlichen oder gar regelmäßigen Besuchern solcher Tobel auf die Spur zu kommen. Davon aber fand ich nichts, und es fiel mir ein, daß die Werdenberger ihre Nachbarn, die sie nicht leiden konnten, wahrscheinlich zu Unrecht verdächtigten, im Tobel an steinernen Tischen zu sitzen, es mochten viel dämonischere Mitbürger sein, die in Wirklichkeit dort saßen, Hexen vielleicht oder gar wirkliche Zauberer. Die Hexen, zumindest, fanden sich ja immer wieder zu Versammlungen ein, wie sie auch unten im Tobel stattfinden sollten, und zwar gab es da ganze Generalversammlungen von Hexen, die sogenannten Hexensabbathe, doch auch weniger zahlreich, dafür jedoch öfter veranstaltete weitere Zusammenkünfte, die in Frankreich *e s b a t s* und in England *c o v e n s* genannt wurden, wie die Enzyklopädien behaupteten. (S. 67–68)

Darauf folgen längere Ausführungen über Hexen und Zauberer, die der *Encyclopaedia Britannica* und der Großen Französischen Enzyklopädie entnommen sind. Da man das Hexenwesen einst als Überrest alter Fruchtbarkeitskulte deutete, fährt der Text mit einer entsprechenden Bemerkung fort. Dass sich der Ich-Erzähler aber mit seinem „nachts angelesenen Wissen“ auf einer falschen Fährte befand, war selbst für wenig eingeweihte Ortsansässige offensichtlich. Es konnten nun nur noch Missverständnisse folgen. Angesichts dessen wechseln die Gastgeber zum traditionellen Umgang mit dem Thema „Tobelhocker“: Soll kein Unglück hervorgerufen werden, muss man darüber eben wie seit Jahrhunderten schweigen.

Daß also auch in dem vom Sinnbilde der Fruchtbarkeit, dem Wasser, durchschäumten Lawena-Tobel Fruchtbarkeitsriten der rätoromanischen und auch bereits der keltischen Bevölkerung stattgefunden hatten und daß sich die Erinnerung davon, gleichsam wie an Hexenkulte, bei den Hiesigen erhalten hatte, schien mir ziemlich sicher; und anderntags wollte ich den Bachtjars mit meinem nachts angelesenen Wissen aufwarten. Zu meinem Erstaunen aber schienen sie auf einmal nicht mehr

geneigt, auf derlei einzugehen, ja am Ende sagte Bachtjar sogar ganz unumwunden: Wahrscheinlich hätten hier die Leute ganz recht, wenn sie glaubten, von solchen Dingen solle man lieber nicht reden, und auch wir sollten auf diesen Gegenstand besser nicht mehr zurückkommen. Es bringe nämlich Unglück, und schon jemanden einen Tobelhocker zu nennen, gelte für die ärgste Beleidigung. Vor allem jedoch solle ich mir nicht einfallen lassen, den Tobel nun etwa auch noch persönlich in Augenschein zu nehmen, das könne sehr gefährlich werden, und so weiter.

Ich sah ihn an, denn dies schien mir in der Tat ein Höhepunkt der Versnobtheit, ja, dieses Kokettieren mit einer Autochthonie, die ihn nichts anging, erinnerte mich geradezu daran, daß sich auch die Sommergäste von Alt-Aussee als Nachkommen des Erzherzogs Johann verkleideten; und auch Bachtjars eigene Frau – bildete ich mir zum mindesten ein – versuchte ein Lächeln zu unterdrücken. Doch so oder anders: eines mehreren bedurfte es nun allerdings nicht, um mich den Beschluß fassen zu lassen, den Tobel in der Tat zu besichtigen (S. 71–72)

Der Ich-Erzähler – und wohl auch der Autor selbst – empfindet die Tabuisierung der Tobelhocker-Vorstellung durch den Gastgeber in seinem historischen Unverständnis als Snobismus, als eine Art von Dünkel, den er sogar mit jenem von monarchistischen Zirkeln im steirischen Salzkammergut vergleicht. Auf alle Fälle lässt er sich nun nicht mehr davon abbringen, das ominöse Lawenatobel zu besichtigen. Die treffenden Ortschilderungen belegen zweifelsfrei, dass sich Lernet-Holenia selbst dorthin begeben hat.

Seine Angaben zur Wanderung ermöglichen es auch, den Gastgeber, der im Roman stets „Bachtjar“ genannt wird, zu identifizieren: Es handelte sich um den berühmten Schauspieler Oskar Werner (1922–1984), der seit den Fünfzigerjahren zumindest zeitweise in Liechtenstein ansässig war und wie Alexander Lernet-Holenia aus Wien stammte.⁶ Die beiden Männer kannten einander spätestens seit den Fünfzigerjahren, da der Schriftsteller zusammen mit Kurt Nachmann das Drehbuch zu einem 1955 produzierten Spionagefilm über Oberst Redl verfasst hatte, bei dem Werner eine Hauptrolle spielte. Dieser hatte – wie die Romanfigur Bachtjar (vgl. S. 64) – gegen Kriegsende vor den Nationalsozialisten aus Wien flüchten müssen. Sein Haus lag in Triesen „hoch auf dem Hange“, von wo sich durch „die großen Fenster“ der Blick über das Rheintal öffnete (S. 66–67). Von Werners Wohnsitz war das Lawenatobel einen Fußmarsch von

⁶ Es handelte sich dabei wohl um keine intensive Bekanntschaft. Sie wird jedenfalls nicht erwähnt in Roman Roček: Die neun Leben des Alexander Lernet-Holenia. Eine Biographie. Wien, Köln, Weimar 1997.

etwa fünfviertel Stunden entfernt. Dabei ging es – wie im Text beschrieben – zunächst schräg die Hänge hinunter und hinter Triesen die Straße wieder hinauf:

Bachtjar hatte ganz recht: es mochten etwa fünfviertel Stunden bis zum Tobel sein. Ich hatte mich also zu beeilen. Ich ging zuerst die Hänge schräg hinab und dann weiter am Ortsrand von Triesen, bis die Straße – einen guterhaltenen Fahrweg hätte man sie nennen können – wieder anzusteigen begann. Nach einiger Zeit nahm mich der Wald auf. Hatte ich aber geglaubt, an den Ausgang des Tobels zu gelangen, so irrte ich – dorthin, wo er als Wildhaustobel eingezeichnet war, führten überhaupt nur Fußpfade, und in den Tobel hinein nicht einmal diese, der Fahrweg selbst jedoch, wennzwar gleichfalls in einen Fußweg übergehend, geleitete mich, über allerhand Kurven im immer steiler werdenden Hang, hoch über den Tobel hinauf. Hier verlor sich auch der Wald wieder, offenbar weil er auf dem Hange, der nun fast senkrecht in den Tobel absank, nicht mehr Fuß zu fassen vermochte, und unten zwischen den Felsen erscholl, immer lauter, der Lärm des Lawenabaches, der von der Schneeschmelze überschäumte. Wie Wolkentürme stiegen die Häupter der Berge ringsum, der Rapenstein, das Schwarzhorn, das Falknishorn, aus dem Duster der Dämmerung, die sich über den Boden zu breiten begann, und das Tosen des Wildbachs schien gleichsam nur der Widerhall jener emporquellenden, steinernen Gewitter.

Hier in die Tiefe der Schlucht hinabzusteigen schien ebenso unmöglich, wie sie vom Tale her zu betreten. Gott also mochte wissen, auf welchen Wegen die Tobel-Leute wirklich an das Wasser hinabgelangten. Doch dann fiel mir ein, daß sie sich ja, als Hexen und Zauberer, die sie waren, auch durch die Luft hinabsenken konnten. Aber am Ende glaubte ich auf eine ganz andere Ursache der Verrufenheit des Tobels gekommen zu sein. Wie, sagte ich mir nämlich, wenn er überhaupt nichts mit Magie zu tun gehabt hätte, sondern wenn er in der Vorzeit nur zum Aufenthaltsorte von Leuten mit ansteckenden Krankheiten, vor allem von Aussätzigen, gemacht worden wäre, und wenn ihm bloß davon der üble Ruf geblieben? Allenthalben, da man ja diese Krankheit einst noch nicht heilen konnte, waren die Leprosen aus der Gemeinschaft der Gesunden verbannt worden, und überall hatte es, wie ich später ausführlicher ermitteln sollte, Asyle für sie gegeben. Am bekanntesten waren die französischen Heime gewesen, Maladreries genannt, in denen sich die Eleganz und Schönheit der Gotik mit dem Elend, dem Schrecken und dem Schmutze der Krankheit vereinte. In Beauvais hatte es derlei gegeben, in Poissy, in Pontarmé und in Closebarbe, und ihrer sogar mehrere in Paris: auf dem rechten Seine-Ufer Saint-Lazare, wo jetzt der Bahnhof steht, und Saint-Eustache an der Ecke der Rue Montorgueil und der Rue Tiquetonne, auf dem linken Ufer aber die Maladrerie von Saint-Germain an der Ecke

der Rue du Bac und der Rue de Sèvres. Wie, also, dachte ich, wenn man hier in dieser armen Gegend, wo man sich den Bau von kostspieligen Maladrieren nicht leisten konnte, die Aussätzigen ganz einfach im Lawenatobel angesiedelt hätte? Nahrung, Bettzeug und was sie sonst noch brauchen mochten, war zu ihnen über die Steilhänge hinabgewälzt worden.

Über diesen Träumereien war ich schon in den ersten der beiden Talkessel hinaufge-
 gelangt, die sich, hintereinander, über dem Tobel auftaten. Aber der Aufstieg in den
 zweiten Kessel, durch einen allzu steilen Absturz seines Randes so gut wie versperrt,
 verbot sich gleichsam von selber, und weil zudem auch schon die Dämmerung stär-
 ker und stärker einfiel, wandte ich mich um und machte mich zuerst im Schritt und
 später fast im Laufschrift auf den Heimweg. Ungeheuer über mir sausten die kahlen
 Bäume im Sturm, unter ständigem Stolpern gelangte ich zu Tale, fast wäre die aber-
 gläubische Furcht vor dem Tobel nun auch hinter mir selber dreingejagt gekommen,
 und als ich endlich wieder daheim anlangte, war's stockfinster geworden, denn der
 Mond, wenngleich fast voll, hatte das Gewölk, welches sich wild über die Kämme
 wälzte, kaum mehr zu durchdringen vermocht.

„Nun“, sagte Bachtjar, der, eben als ich eintrat, mit seiner Frau beim Tee saß, „also
 doch im Tobel gewesen? Wie war's?“ Und er musterte, wie mir schien ein wenig
 spöttisch, meine strapazierte Erscheinung.

„Nichts war's“, sagte ich, fiel in einen Fauteuil und ließ mir Tee einschenken. „Eine
 Bachschlucht war's wie jede andre, und bestenfalls dazu gut, um den Mist von Wer-
 denberg hinzufahren und hineinzuwurfen – wenn sie nicht selbst dazu zu entlegen
 wäre. Das ist alles.“

Meine Theorie vom Aussätzigenasyl zu entwickeln war ich viel zu abgespannt. Zu-
 dem hatte ich auch keine Lust, mit meinen Ansichten auf den weiteren Widerstand
 der Bachtjars zu stoßen, und am übernächsten Tag reiste ich ja ohnedies. (S. 72–75)

Nachdem der Ich-Erzähler bei seinem Gastgeber mit der Hexen-Theorie gescheitert ist,
 wendet er sich – und damit wohl auch wiederum Lernet-Holenia – bei seinem Ausflug
 in das Lawenatobel überhaupt von einer magischen Erklärung der Tobelhocker-Vor-
 stellung ab. Er meint jetzt, dass die „Verrufenheit“ der Schlucht daher rühre, dass dort
 „in der Vorzeit“ Aussätzige wie anderswo in Siechenhäusern untergebracht worden
 seien. Der Autor lässt dabei nicht erkennen, ob ihn vielleicht der reale gesellschaftliche
 Umgang mit den als Tobelhocker ausgegrenzten Dorfbewohnern zu dieser These ver-
 anlasste. Vermutlich war ihm ein entsprechendes Gerücht über die Behausungen am

⁷ Freundlicher Hinweis von Hans Frommelt, Triesen, 22.3.2015.

Ausgang der Schlucht zu Ohren gekommen, das in der Bevölkerung verbreitet war.⁷ Der Ich-Erzähler weigert sich nun jedenfalls sogar, mit dem Gastgeber über seine neuen Ansichten zu debattieren, wie es dieser davor ja selbst empfohlen hat.

Folgerichtig kommen die Tobelhocker im Buch danach nicht mehr vor, obwohl – nein gerade weil das weitere Geschehen durchaus „verhext“ bleibt. Schon unmittelbar im Anschluss an die Wanderung ins Lawenatobel folgen neue mysteriöse Auftritte der eingangs erwähnten jungen Frau, deren Familienname sich auch bald von einem typisch liechtensteinischen („Beck“) in einen polnischen wandelt.

Obwohl Lernet-Holenia die Tobelhocker-Thematik ohne Kenntnis ihrer historischen Hintergründe nicht richtig zu verstehen und damit keine fruchtbare Auseinandersetzung mit dem Thema anzustoßen vermochte, nahm er in seinem Buch doch schon eine erfreuliche Abkehr von der Dämonisierung des betroffenen Personenkreises vorweg, die in der Realität noch einige Zeit auf sich warten ließ.